A woman with dark hair is shown in profile, looking towards the right. The background is a textured, yellowish wall with a hand-drawn map of Africa. The map is drawn with dark lines and includes several handwritten labels: 'Mali' with an arrow pointing to the west, 'Morocco' in the north, 'Senegal' in the northwest, 'Lagos' on the west coast, and 'Paris' in the northeast. The text 'Miriam Faßbender' is written in a white, cursive font above the large number '2850'. Below the number, the word 'KILOMETER' is written in a white, blocky, hand-painted font.

Miriam  
Faßbender  
2850  
KILOMETER

WESTEND

MOHAMED, JERRY UND ICH  
UNTERWEGS IN AFRIKA.

*Tagebuch einer Flucht*



**Miriam Faßbender**

**2850  
KILOMETER**

**Mohamed, Jerry und ich  
unterwegs in Afrika**

**Tagebuch einer Flucht**

**WESTEND**

Alle Fotos sind dem Film »Fremd« entnommene Filmstills,  
die Rechte liegen bei Miriam Faßbender und Max Milhahn.

Die Namen und Lebensgeschichten in diesem Buch wurden  
aus Personenschutzgründen teilweise geändert. Übereinstimmende  
Details und Ähnlichkeiten in den Lebensläufen zu realen Personen  
und Namen(sgebungen) sind reiner Zufall.

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-057-4

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2014

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

# Inhalt

Einleitung	7
Mali – das Tor zur Wüste	13
Bamako – viele junge Menschen, wenig Perspektiven 15 • Erste Bekanntschaften in Gao 20 • Gaos Busbahnhof, Drehscheibe für Reisende und Geflüchtete 32 • Erfolgreiches Treffen am Ufer des Niger 39 • Mohamed – einmal aufgebroschen, einmal abgeschoben, zum zweiten Mal unterwegs nach Europa 43 • Das Leben in der Fremde 48 • Ankunft und Festnahme auf Fuerteventura 52 • Direktflug Fuerteventura-Bamako – Mohameds Abschiebung aus Europa 54 • Daheim in Markala – die Familie und die Last der Erwartungen 56 • Wieder in Gao, zum zweiten Mal unterwegs 59 • Hope – einmal abgeschoben, einmal zurückgeschoben, zum dritten Mal auf dem Weg nach Europa 63 • Mein zweiter Monat in Gao 74 • Im Exil 76	
Algerien – zwischen Arbeit und Abschiebung	82
Zurück in Berlin und der Ärger mit der Botschaft 84 • Endlich geht es los 88 • Ein Willkommensessen in Algier 93 • Warten auf Mohamed 98 • »Miriam, ich bin in Algerien, ruf mich baldmöglichst an!« 104 • Aufbruch in den Süden nach Adrar 107 • Zweiter Anlauf Richtung Süden 114 • Endlich	

in Adrar 120 • Auf Umwegen zu Mohamed 125 • Zu Hause bei Abenteurern 130 • Schicksale und Geschichten 137 • Alltagskampf ums Überleben 144 • »Es brennt in Algerien!« 155 • Unterwegs an die marokkanische Grenze 160 • Algerische Gastfreundschaft, zumindest für Europäer 168 • Das Ghetto im Garten 173 • Afrika in Miniatur mitten im Niemandsland 183 • Brennende Ghettos 189 • Dreizehn Kilometer weiter westlich im Grenzgebiet 198 • Vor dem Tribunal 201 • Zum Opferfest auf der Polizeiwache 204

## Marokko – in der Warteschleife vor Europa 214

Zurück im Maghreb 218 • Polizeirazzia und Automafia-café 224 • Jerry, der zweite Protagonist 227 • »Businessmen« 233 • Wiedersehen mit Mohamed 235 • »Ohne Geld brauche ich nicht nach Hause zurückzukehren« 242 • »Europa ist nicht das Paradies« 247 • Jerrys Weg durch Afrika 253 • Die modernen Verdammten dieser Erde 259 • Oujda, die marokkanische Grenzstadt 265 • Ein Anruf mit Folgen 267 • Die Fundgrube von Nador 272 • Warten auf dem Gourougou mit Blick auf Europa 277 • Das Ziel in Sichtweite 279 • »Fuck up« 286 • Das Tribunal im Bambushain 292 • *Beng* 302

2014 308

Dank 310

Karte 312

# Einleitung

Im Oktober 2005, als ich für ein Projekt in Marokko war, hatte ich ein Schlüsselerlebnis. Viele Hundert Migranten, die damals teilweise schon jahrelang in Marokko festhingen und dort vor allem aufgrund der europäischen Politik drangsaliert wurden, wagten organisierte Anstürme auf die Grenzzäune der spanischen Enklaven Melilla und Ceuta. Sechzehn Menschen kamen damals ums Leben, als der marokkanische Grenzschutz und die spanische Guardia Civil auf sie schossen. Ich fasste den Entschluss, einen Dokumentarfilm über Geflüchtete zu machen, die den Weg nach Europa suchen. Der Film »Fremd« ist über fünf Jahre hinweg entstanden, in denen ich mit Migranten und Geflüchteten in Mali, Algerien und Marokko an den Orten ihres Festhängens, ihres teilweise jahrelangen Zirkulierens vor Europa, gedreht habe.

Neun Jahre später, im Februar 2014, hat sich das Drama von 2005 wiederholt. An derselben Stelle. Wieder mussten Menschen sterben beim Versuch, auf unserem Kontinent Schutz zu suchen. Diesmal sind jene, die auf sie geschossen haben, Beamte von Frontex, der europäischen »Grenzschutzagentur«, die mit Rückendeckung der EU handelt.

Heute sitze ich in Berlin, und was seit meinem Schlüsselerlebnis 2005 in Ceuta und Melilla, aber auch an anderen Stellen rund um unsere Außengrenzen passiert ist, ist bekannt und brauche ich nicht aufzuzählen. Zur Erinnerung einzig

ein paar Ereignisse der letzten Monate: Im Oktober 2013 gab es in zwei aufeinanderfolgenden Wochen über 500 tote »Boatpeople« vor Lampedusa, denen von europäischer Seite Hilfeleistung in Form von Seenotrettung verwehrt wurde; und illegale Push-Back-Operationen in der Ägäis, denen vor allem Syrer zum Opfer gefallen sind. Ganz zu schweigen von den Mauern und Zäunen, die Europa in den vergangenen Jahren an seinen Grenzen erhöht, verlängert und errichtet (hat); den Rücknahmeabkommen, die es mit autoritären Diktatoren schließt; den Kriegen, die es unter dem Vorwand der »Terrorismusbekämpfung« meint legitimieren zu können, die aber in erster Linie Rohstoffinteressen zum Hintergrund haben und Menschen zwingen zu fliehen. Diesen Menschen, seien sie nun aus der Zentralafrikanischen Republik, aus Mali, Syrien oder Libyen, werden dabei nicht einmal legale Möglichkeiten gewährt, auf unserem Kontinent Schutz zu suchen.

Dieses Buch ist eine Art Making-of, eine Art Chronik des Films. Es ist eine Mischung aus Zeitdokument, Sachbuch und Reisebericht, in dem ich meine Erlebnisse schildere. Chronologisch und aufgeteilt nach Ländern, durch die meine Protagonisten Mohamed und Jerry gezwungen waren zu fliehen, gebe ich ihnen (und den vielen anderen Geflüchteten) den Raum zu erzählen: Was sie bewogen hat zu fliehen, wie sie unterwegs leben und was sie sich von ihrer Zukunft erwarten.

Dazu habe ich mir die Perspektive von »Critical Whiteness« zunutze gemacht und versuche zu beschreiben, wie es mir selbst erging an diesen Orten, an denen die Geflüchteten teilweise jahrelang feststecken, an denen sie durch unsere Politik der zunehmenden Militarisierung und Exterritorialisierung der europäischen Außengrenzen und deren Auswirkungen all ihrer Rechte und Privilegien beraubt werden. Ich erzähle, was an den Orten und in den Momenten ihres Verharren-Müssens



passiert, und ich versuche, meine eigene privilegierte Position in Relation zu jener der Geflüchteten zu setzen.

Was schon einer der Gründe für meinen Film war, bleibt eines meiner Hauptanliegen für das vorliegende Buch: Es gibt sie nicht, die eine Geschichte der vielen Geflüchteten, die versuchen, es nach Europa zu schaffen. Das widerlegen rational allein schon die Zahlen: Von 20 000 Geflüchteten hat nur ein Bruchteil den europäischen Kontinent zum Ziel. Zwei Drittel bleiben Binnenflüchtlinge. Ich möchte daher mindestens eine weitere Geschichte hinzufügen. Zum Glück ist die mediale Resonanz in den vergangenen Jahren etwas differenzierter geworden. Vor allem dank der »Refugee-Proteste« und der zunehmenden und lauter werdenden Stimmen der »People of Colour« gibt es vielschichtigere Erkenntnisse und eine andere Wahrnehmung über Europas Verrat an seinen eigenen Werten.

Dennoch wird der Bogen zu den existierenden Machtverhältnissen viel zu selten gespannt. Obwohl Geschichten so definiert werden: Wie und wann sie erzählt werden, wer sie erzählt, vor allem aber wie viele Geschichten erzählt werden, hängt von Macht ab. Deshalb habe ich gezögert, das Angebot des Westend Verlags anzunehmen und über meine Erfahrungen ein Buch zu schreiben. Eine weitere Geschichte einer weißen Europäerin, mit den fragwürdigen Privilegien ausgestattet, im Zusammenleben mit den Geflüchteten, aber immer mit der Gewissheit, bestimmte Situationen in absehbarer Zeit mit dem Flugzeug, dank des Passes oder einer Geldzahlung wieder verlassen zu können? Warum eine Geschichte von mir, wo es mittlerweile vor allem die Geflüchteten selbst sind, die ihre Geschichte am eindrucksvollsten erzählen und damit endlich ein Gleichgewicht der Geschichten zu schaffen vermögen?! Immer noch wird ihnen viel zu wenig zugehört, werden sie viel zu einseitig wahrgenommen, und immer noch ist es mir ein Anliegen, ihnen den Raum zu geben, *ihnen* zuhören zu können und *uns* vor

Augen zu führen, dass sie uns ähnlicher sind, als wir denken. Dass wir mehr Gemeinsamkeiten teilen, als wir Unterschiede haben, die uns trennen. Dass ihre Lebensvorstellungen den unsrigen gar nicht so fern sind.

Es ist notwendig zu realisieren, dass unsere Erfahrungen, Privilegien und Denkstrukturen eurozentrisch (und weiß) sind. Die Betrachtungen aus unserer Perspektive sind nur eine der vielen bestehenden Sichtweisen und sind nicht universell. Deswegen ist es umso wichtiger, ihnen zuzuhören, auch in ihrem Schweigen. Deswegen dieses Buch.

Ich bin keine Fürsprecherin der Geflüchteten, sondern habe meine eigene Motivation, mich gegen die vorhandenen Verhältnisse zu wehren. Schmerzlich sah ich mich während der Dreh- und der Schreibphasen immer wieder damit konfrontiert, dass ich selbst Nutznießerin der vorherrschenden Machtverhältnisse bin. Das ist schwer zu ertragen.

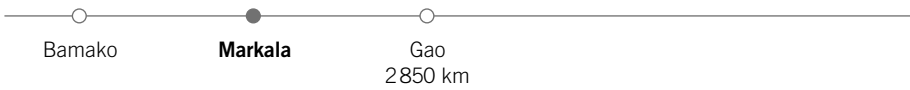
Was Mohamed, Jerry und all die anderen Menschen aus diesem Buch brauchen, ist eine europäische Asylpolitik, die sie ernst nimmt. Die ihnen den Schutzraum bietet, der ihnen als Hilfesuchenden, auch aus Gründen der Armut, gebührt.

Wir sollten uns immer wieder diese hypothetischen Fragen stellen: Was wäre passiert, wenn die Europäer in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts in umgekehrter Richtung nicht die Möglichkeit gehabt hätten, nach Nordafrika ins Exil flüchten zu dürfen? Wenn die Deutschen Ende des 18. Jahrhunderts nicht die Freiheit gehabt hätten, nach Amerika auszuwandern, um ihrer Armut zu entkommen? Und sind die Wünsche der afrikanischen Geflüchteten jenen der ostdeutschen vor dem Mauerfall nicht vertraut?

Nehmen Sie sich die Zeit und hören Sie den Stimmen dieses Buches zu. Und entscheiden Sie anschließend selbst, ob es sich nicht doch lohnen würde, dafür zu demonstrieren, die Welt nicht noch weiter aus dem Gleichgewicht geraten zu lassen

und eine Vielzahl an Lebensgeschichten in Europa zu respektieren. Abschottung ist keine Lösung, zu einer humanistischen Idee gehört das Wohlergehen aller. Auch über unsere Grenzen hinaus.

Für Jerry R. Salomon



# Mali – das Tor zur Wüste

Im Air-France-Flug von Paris nach Bamako hätten die Dreharbeiten eigentlich direkt beginnen können. Die Maschine ist schon abflugbereit, da kommen noch vier französische Polizisten und zwei europäische Grenzschutzbeamte an Bord. Zwischen ihnen ein Mann mit afrikanischen Wurzeln. Als sie an mir vorbeilaufen, fällt mir die Handschelle auf, die dessen Handgelenk mit dem hinter ihm laufenden Zivilbeamten verbindet. Ich traue meinen Augen nicht. Ein Abschiebeflug in der bis auf den letzten Platz belegten Maschine? Vor aller Augen? Und alle schweigen. Die Gruppe entfernt sich bis in die vorletzte Sitzreihe. Dort wird der Mann auf den Mittelsitz gelotst. Zwei der Polizisten nehmen links und rechts von ihm Platz.

Ich packe meine Kamera aus und beginne zwischen den Sitzreihen hindurch zu filmen. Kons, unserem Tonmann, ist es unangenehm. Unsere Sitznachbarn beginnen zu raunen und sich umzudrehen. Unvermittelt schreit der Abgeschobene auf einmal laut um Hilfe. Hat er als Einziger die Kamera wahrgenommen, seine Chance erkannt, sie als Waffe gegen die systematische Ungerechtigkeit zu nutzen? Nein, denn plötzlich stürmt einer der Polizisten auf mich zu, greift grob an das Objektiv und befiehlt mir, die Kamera umgehend auszuschalten. »Geben Sie mir sofort das Band«, herrscht er mich an. Sonst müsse ich das Flugzeug auf der Stelle mit ihnen verlassen. Ich bin perplex und gebe ihm zu verstehen, dass die Kamera noch

gar nicht gelaufen sei. Er glaubt mir nicht und macht mir klar: Entweder gebe ich ihm sofort die Kassette oder er konfisziert sie mitsamt der Kamera und wirft mich aus dem Flugzeug, da ich einen Polizeieinsatz störe. Um Zeit zu gewinnen, frage ich ihn, warum der Grenzschutz sich an Abschiebungen beteiligen würde? Sei der Pilot mit der Abschiebung an Bord einverstanden? Widerwillig gebe ich ihm dann doch das Band, in der Angst, sonst das bevorstehende Projekt zu gefährden. Das Flugzeug hebt ab.

Als ich Stunden nach dem Abflug die hintere Toilette an Bord aufsuche, um nach dem auf einmal erstaunlich ruhigen Abgeschobenen zu schauen, verharrt dieser mit apathischem Blick in sich zusammengesackt auf seinem Platz. Die Handschellen sind an seinem Sitz befestigt. Sicherlich wurde er mit einem Beruhigungsmittel in diesen Zustand versetzt.

Das Schweigen der Reisenden in den Nachbarreihen beschäftigt mich bis heute genauso wie die Frage, was passiert wäre, wenn ich mich geweigert hätte, ihnen die Kassette zu geben. Ich habe mich im Nachhinein oft über dieses egoistische Verhalten von mir geärgert. Wäre es nicht bei dem Vorhaben, einen Film über transkontinental Flüchtende zu drehen, das Mindeste gewesen, einem von ihnen durch couragiertes Verhalten die Abschiebung zu ersparen? Mich lautstark dafür einzusetzen, diese Abschiebung zu verhindern? Mich nicht einschüchtern zu lassen von dem Verhalten der Polizei?

So wie der Kanadier, der im Juni 2013 in einer Air-Berlin-Maschine die Abschiebung eines pakistanischen Asylbewerbers nach Ungarn verhinderte. Er zeigte Zivilcourage, indem er es ablehnte, in einer Maschine nach Budapest zu fliegen, an deren Bord jemand abgeschoben wird. Der Pilot, der von der geplanten Abschiebung des Mannes angeblich nichts wusste, schloss sich dem Kanadier an und verbot, den Schutzsuchenden noch einmal mit an Bord zu nehmen. Der kanadische Künstler folgte

## 14 Mali

dem Aufruf von Protestierenden, die mithilfe eines Flugblattes darauf hinwiesen, wie man als Fluggast eine Abschiebung verhindern kann: »Beobachten Sie aufmerksam, ob sich auf Ihrem Flug Abzuschiebende an Bord befinden, vor allem auf hinteren Sitzen und eventuell hinter einem Vorhang. Gehen Sie nach vorne zum Cockpit oder fordern Sie das Flugpersonal auf, den Kapitän sofort zu holen. Bei ihm liegt die letztendliche Entscheidung über die Mitnahme von Passagieren. Wenn dies vor dem Start geschieht: Solange Sie sich nicht setzen und anschnallen, kann nicht gestartet werden.«

Nach unserer Landung in Bamako wird der Mann als Erstes, unter den Augen der Reisenden, an das malische Militär übergeben. Als ihm an der Bordtür die staubig-verkohlte Luft und die Dunkelheit Bamakos entgegenschlagen, stößt er klagende Laute aus und bricht in den Armen der Militärs wimmernd zusammen.

## Bamako – viele junge Menschen, wenig Perspektiven

Bei der malischen Botschaft in Berlin haben wir im Vorfeld eine Drehgenehmigung beantragt. Die Botschafterin hat sie zugelassen, unter der Voraussetzung, die Menschen ihrer Heimat im Film nicht auf ihre Armut zu reduzieren und sie würdevoll darzustellen. Trotzdem verstreicht vor Ort viel Zeit, ehe wir den autorisierenden Stempel für die Drehgenehmigung erhalten. Wir, das sind der Tonmann Kons, unser Bambara-Übersetzer Jack aus Bamako und ich. Alle paar Tage werden wir von der zuständigen Stelle im Centre National de la Cinématographie erneut einbestellt, um die immer selben Fragen über unser Projekt zu beantworten. Jack bemüht sich, unsere Dringlichkeit so gelassen wie möglich zu formulieren;

die Herren, die Französisch bestens verstehen, wechseln meistens trotzig in ihre Sprache Bamanankan, um Zeit zu gewinnen oder sprachliche Hindernisse vorzutauschen. Sie merken, wie eilig wir es haben, mit dem Dreh zu beginnen, und so schieben sie Vorgesetzte vor, die noch zu entscheiden hätten, ob wir im Nordosten des Landes, den sie für sehr gefährlich halten, überhaupt drehen dürften. Sie pokern, denn sie hoffen auf Geld, wie sie uns eines Tages mitteilen: Mit einem »Geschenk« ließe sich der Erhalt der Drehgenehmigung durchaus beschleunigen.

Ich weigere mich und rufe stattdessen die Botschaft in Berlin an. Ein weiterer Tag verstreicht mit weiteren erfolglosen Telefonaten, bevor ich die malische Botschafterin am Apparat habe – die mir verspricht, selbst mit den zuständigen Herren der Drehgenehmigungs-Vergabestelle des Kulturamts zu sprechen.

Nach über drei Wochen haben wir die Erlaubnis. In der Zwischenzeit haben sich erste Kontakte in den Nordosten des Landes ergeben. Wir besuchen die deutsche Botschaft, davor eine lange Schlange von Menschen, die Visa beantragen möchten. Sie werden ignoriert und abgewimmelt, indem man das Eisentor einfach verschlossen lässt. Dahinter wachen zwei Sicherheitsbeamte mit ihren deutschen Schäferhunden. Die Pfortnerluke in einem mit Stahlstäben gesicherten Häuschen scheint sich nur für Menschen unserer Hautfarbe zu öffnen: Wir kommen ohne Schwierigkeiten rein. Drinnen rät man uns davon ab, nach Gao in den Nordosten zu reisen. Zu viele Touristen würden dort entführt, zu viele Dschihadisten seien dort unterwegs. Hätten wir davon etwa nicht gehört? Für unsere Reisesicherheit könne jedenfalls nicht garantiert werden. Wie wir überhaupt planten zu reisen? Flüge gäbe es längst nicht mehr. Mit dem Bus 1 200 Kilometer durch das ganze Land? Sie hätten doch eine Reisewarnung für diese Region ausgesprochen!

## 16 Mali



Eine der ersten Erkenntnisse, die uns später nach unserer Ankunft in Gao ereilt, ist, dass viele Botschaftsmitglieder – vor allem die Deutschen – gerne in dieser Region Urlaub machten. Östlicher von Gao gar. Weil es dort so wenig Touristen gebe und die Wüstenlandschaft so beeindruckend sei ...

Auf der Straße in Bamako lernen wir einen jungen Mann mit seinem Taxifahrrad kennen, der auch als Reisebegleiter arbeitet und ursprünglich dorthier kommt, wo wir hinwollen: Gao.

Salif schlägt uns vor, dort bei seiner Familie zu wohnen. Diese vermietet ihr Zimmer im Hof häufiger an Touristen, die weiter in die Wüste wollten. »So habt ihr erst mal einen Anlaufpunkt.«

Dr. Camara, der Gründer des deutsch-malischen Kulturkreises, der uns auch unseren eloquenten Bambara-Übersetzer Jack vermittelt hat, gibt mir die Telefonnummer von einem seiner Deutschschüler, Jejah. Auch er ist aus Gao. Ich verabrede mich telefonisch mit ihm zu einem Kennenlernen auf dem »Place de la Jeunesse« – der Platz macht seinem Namen alle Ehre und ist von Jugendlichen überfüllt. Als wir dort ankommen, steht ein älterer Herr, in einem hellblauen Boubou gekleidet, auf, der bis zum Ende des Treffens seine Sonnenbrille nicht absetzen wird. Das gesamte Gespräch über hört er nicht auf, mit seinem Bein zu hibbeln – sein einziges Körperteil, das Regung zeigt während unserer angespannten Konversation. Die Sonne steht noch nicht im Zenit, aber er lädt uns auf ein Bier ein. Wir ziehen eine Hibiskus-Ingwer-Limo vor. Unser Gegenüber ist schwer durchschaubar, versucht uns zu testen, das ganze Gespräch über herauszufinden, wie viel wir über das Leben von Geflüchteten im Osten Malis wissen, eigentlich ohne unsere Absichten zu kennen. Ich erzähle ihm von einem Studentendreh und davon, dass wir Gao als multiethnischen Transitort an der Transsahararoute dokumentieren wollen, um herauszufinden, warum so viele junge Men-

schen aus der Sahelzone sich gezwungen sehen, ihre Heimat zu verlassen. Nach gefühlten Stunden hält sein Bein unvermittelt inne. Eine der Antworten scheint ihm gefallen zu haben, denn er stellt keine weiteren Fragen. Abrupt nimmt Jejah seine Sonnenbrille vom Gesicht und schlägt in meine Hand. »Five.« Als ich seine leblos-trüben Augen sehe, schaudert es mich. Aber er hat beschlossen, uns zu helfen, und bestärkt dies mit der Einladung, einen Abend lang seine Gäste zu sein. Er will uns die kommende Nacht im Hotel »Azalaï Hôtel Salam« spendieren, in dem er immer wohne, wenn er auf Geschäftsreise in der Hauptstadt sei. »Außerdem müsst ihr das Nachtleben Bamakos kennenlernen!«

An einem der nächsten Abende sind wir mit ihm auf der Koulikoro National Road, der Partymeile Bamakos, verabredet. Im Keller des Clubs bestellt er seinen drei mitgebrachten Freunden und uns eine Flasche Whiskey. Grelles Stroboskoplicht, Kunstnebel, eine proppenvolle Tanzfläche, viele junge Menschen tanzen zum Rap von Altstar Oxmo Puccino und dem angesagten Nachwuchs-MC Amkoullé die ganze Nacht. Ich stelle mir unwillkürlich die Frage, was sie wohl für Pläne haben. Schon auf dem Platz der Jugend war ich irritiert, dass geschätzte siebzig Prozent der Jugendlichen, die dort ihre Zeit verbringen, Mali verlassen zu scheinen wollen. Sie haben dafür als Gründe das autokratische Regierungsoberhaupt mitsamt seiner Entourage genannt, die dank ihres Patronagesystems die das Land erreichenden Gelder einzig in die eigene Tasche wirtschafteten. Dazu fehlender Bildungszugang, vor allem für Mädchen. Und wenn sich doch eine Möglichkeit auftue, dann in Koranschulen mit oft vorgeprägten Inhalten. Welche Aussichten hätten sie hier angesichts eines ihnen vom Norden aufgezwungenen Wirtschaftssystems, das sich einzig an Kapital und Technologie orientiere und das mit ihrer Lebensweise kaum vereinbar sei, sie demütige und ihnen weis-

## 18 Mali

machen wolle, sie seien arm? Mali sei in Wahrheit reich, reich an Menschen und Ressourcen. Das Problem sei nur, dass unser Neoliberalismus ihnen den Zugriff auf ihre eigenen Ressourcen vorenthalte, Privatisierungen evoziere und ihnen, dem Nachwuchs, weder Aussichten auf eine Anstellung noch auf Bewegungsfreiheit biete. »Welch Perspektive!«

Die Tatsache, dass ich zwei Jahre vor dem Drehbeginn zu meinem Film »Fremd« in Ruanda gearbeitet hatte, ließ mich vor meiner Abreise nach Mali glauben, dass mich die Armut der Sahelzone nicht erschüttern könnte. Wissend, dass Mali zu den ärmsten Ländern der Welt gehört – auf dem Human Development Index wird es 2012 auf Rang 182 geführt –, war ich bei meiner Ankunft trotzdem sprachlos darüber, wie mittellos viele der Einwohner wirklich sind. In Gao, wo der Großteil der Einwohner keinen Zugang zu fließendem Wasser hat und einzig mit Holz heizt, wurde mir schmerzlich bewusst, dass hier schlicht keine Möglichkeiten für junge Leute existieren, sich ein Leben abseits von tradierten Familienstrukturen aufzubauen.

Das wurde mir auch bei den Dreharbeiten klar. Ich hatte extra eine sehr stromsparende Lampe mitgenommen, um sie wirklich nur in den Drehmomenten zu nutzen, in denen es sonst schwierig werden würde, noch Zeichnung in den Gesichtern zu bekommen (die Norm von Digitalkameras scheint sich wie so vieles nach der Hautfarbe der herrschenden Klasse zu richten – es ist frustrierend). Als ich allerdings später in Gao in dem Zimmer der Familie von Salif aus Bamako stand, das mit einer Gaslampe nur spärlich beleuchtet wurde, wurde mir schlagartig bewusst, wie unverhältnismäßig es wäre, überhaupt mit elektrischem Licht drehen zu wollen. In einem Land, in dem ein Gros der ländlichen Bevölkerung immer noch keinen Zugang zu Energie hat, von einem Stromanschluss ganz zu schweigen.

Bamako – viele junge Menschen, wenig Perspektiven 19

○  
Adrar  
1370 km

○  
Oran

○ ○  
Maghnia Oujda  
180 km 150 km

○ ○  
Nador Europa/  
15 km Melilla